



Barbara Dippelhofer-Stiem

# **Sind Arbeiterkinder im Studium benachteiligt?**

Empirische Erkundungen zur  
schichtspezifischen Sozialisation  
an der Universität

**BELTZ JUVENTA**

# 1 Bezugsrahmen

Vor über einem halben Jahrhundert hat der Soziologe Ralf Dahrendorf (1965a) einen Aufsehen erregenden Beitrag über „Arbeiterkinder an deutschen Universitäten“ vorgelegt. Er hatte sich dieses Themas für den Vortrag auf der Immatrikulationsfeier im Juni 1964 an der Universität Tübingen angenommen und es anschließend breiteren Leserkreisen zugänglich gemacht – durch Publikationen in der „Stuttgarter Zeitung“ sowie in der Wochenzeitschrift „DIE ZEIT“. Ein Jahr später erschien die erweiterte und mit Belegen ausgestattete Fassung in der wissenschaftlichen Reihe „Recht und Staat“. Auf diesem zweifachen Weg ist es gelungen, sowohl die Öffentlichkeit für die Problematik der sozialen Ungleichheit und der ungerecht verteilten Bildungschancen in Deutschland zu sensibilisieren und zu politischem Handeln aufzurufen als auch dem soziologischen Diskurs neue Impulse zu geben und die Dringlichkeit von originären Untersuchungen zu verdeutlichen. Wie aktuell dieses Anliegen noch ist, ob und inwieweit sich die Situation verändert hat und welche empirisch belegbaren Hinweise auf die Universität als Ort schichtspezifischer Sozialisation bestehen, will das vorliegende Buch, dessen Titelgebung von der Dahrendorfschen Formulierung inspiriert ist, empirisch ergründen.

Die Arbeiten von Dahrendorf sind eingebettet in die gesellschaftlichen Strömungen in Folge des sogenannten „Sputnikschocks“ 1957. Dieser führte den Westdeutschen Defizite und einen gravierenden Nachholbedarf auf den Gebieten Technologie, Bildung und Ausbildung vor Augen. Die „Erste Bildungskatastrophe“ kündigte sich an, arrondiert von einem zunehmenden Interesse der Politik an Veränderungen und wissenschaftlicher Expertise für den schulischen und hochschulischen Sektor – Schulreformen waren angesagt und die Schaffung von Chancengleichheit im Zugang zu den höheren Bildungseinrichtungen. In den 1960er Jahren wurde dieses Bemühen unterlegt durch Stichworte, die aus der Professorenschaft kamen, wie die „Deutsche Bildungskatastrophe“ (Picht 1964) oder „Bildung ist Bürgerrecht“ (Dahrendorf 1965b). Empirische Studien folgten (Peisert 1967), die die Diskriminierung von sozialen Gruppen und in bestimmten Regionen aufdeckten – und die Disparitäten im Typus des „katholischen Arbeitermädchens vom Lande“ zusammenführten. Die darauf einsetzende, von Seiten der Politik realisierte Bildungswerbung war erfolgreich; die Anteile von Mädchen, Arbeiterkindern, Angehörigen der katholischen Religion sowie des ländlichen Umfelds an Realschulen und Gymnasien erhöhten sich, wenn auch in gruppenspezifischer Ausprägung (im Überblick Kraus

1994; Kopp 2009; Kahlert 2010; Brake/Büchner 2012). Gewerkschaften und die sozialdemokratische Bildungspolitik meldeten sich mit Schriften in eigener Herausgeberschaft zu Wort und unterstützten das auf Emanzipation der unteren Sozialschichten gerichtete Anliegen (beispielsweise Altdorf et al. 1978; BMBW 1981).

Unübersehbar war das Interesse der wissenschaftlichen Untersuchungen auf die Schule als der dem Studium vorgeschalteten Institution gerichtet, von der ebenso wie die in 1970er Jahren aufkommende Befassung mit der Gesamtschule, die Schaffung von mehr Chancengleichheit erhofft, aber nur beschränkt eingelöst wurde (Fend 2014). Spätestens Anfang der 1980er Jahre flaute das öffentliche Interesse an Fragen der schichtbezogenen Ungleichheit ab; die Aufmerksamkeit galt nun einer anderen sozialen Gruppe, nämlich den Mädchen und jungen Frauen und deren Werdegang und Hürden im Bildungswesen, später kamen Migrantinnen dazu (vgl. Solga/Becker 2012; Köthemann/Hadjar 2013). Erst die PISA-Studien (Baumert/Stanat/Watermann 2006) sorgten für eine Trendwende, die „Zweite Bildungskatastrophe“ wurde kolportiert. In ihrem Gefolge gerieten Fragen des Leistungsniveaus und der Kompetenzen von Heranwachsenden, der Chancengleichheit und der institutionellen Strukturen des Schulsystems ebenso wieder in den Mittelpunkt, wie die ökonomisch getriebene Sorge um das Humankapital in Deutschland und der internationalen Konkurrenzfähigkeit des Landes.

Der Aufsatz von Dahrendorf ist deshalb besonders verdientvoll und im vorliegenden Buch gleich zu Beginn positioniert, weil er sich explizit den Studierenden aus unterprivilegiertem Milieu zuwendet. Die Ausführungen beginnen mit einer lebendigen, der britischen Literatur entnommenen Schilderung des „scholarship boy“, eines klugen Jungen aus der Unterschicht, der die höhere Schule und später die Universität besucht. Geschrieben wird von der Mühsal und den Identitätsverlusten des Bildungsaufstiegs und dem schmerzhaften Dasein im akademischen Umfeld, bei gleichzeitiger Entfremdung vom Herkunftsmilieu. „Die eine seiner Welten ist tot, und doch ist er ohnmächtig, die andere zu gewinnen“ (Dahrendorf 1965a, S. 3), die innere Existenz ist zerrissen. Dem Autor ist die Einzelfallanalyse Anlass, den Blick zu weiten und die Lage in Deutschland auf der Basis statistischer Daten sowie soziologischer Interpretationen zu erhellen und zu kritisieren: Während zu damaliger Zeit jeder zweite Erwerbstätige dem Arbeiterstand angehörte, betrug der Anteil dieser Gruppe an den Studierenden lediglich 6 Prozent, dies sei eine, auch im internationalen Vergleich äußerst geringe Zahl und umgekehrt entstamme ein Drittel der Immatrikulierten aus Beamtenfamilien, die ihrerseits lediglich 6 Prozent der Bevölkerung stellen (vgl. ebenda, S. 7; S. 14). Diese Sachlage sei keineswegs Ausdruck schichtspezifischer Begabungsprofile, sondern bezeichne den Modernisierungsrückstand

im Lande, stehe der Idee der meritokratischen Gesellschaft diametral entgegen und erhöhe die Bedeutung der Lehrer im Entscheidungsprozess der Eltern enorm. Es gelte deshalb, „die Bildungsfreundlichkeit der Arbeiterfamilie“ ebenso zu untersuchen wie die „Arbeiterfreundlichkeit der Bildungseinrichtungen“ (ebenda, S. 15).

Zweifelsohne ist diese Forderung berechtigt, sie markiert zugleich eine Akzentverschiebung der Analyse von den im Titel genannten Universitäten hin zu den Institutionen Schule und Familie. Sie sind für Dahrendorf (1965a) – zu Recht – die entscheidenden Schaltstellen der Bildungsbiografie und maßgeblich an der Hervorbringung von sozialer Ungleichheit beteiligt. Doch in Ermangelung von vertiefenden Befunden, verharren seine Analysen gleichsam notgedrungen an den Toren und Schwellen der Universität. Sie geben anhand amtsstatistischer Informationen, den Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerks und verfügbaren Befragungen vor allem aus dem Tübinger Umfeld Kunde über die soziale Selektion im Vorfeld und die daraus resultierende äußerst geringe (auch fachspezifische) Repräsentanz von Angehörigen unterer sozialer Schichten im Studium. Ob die heutigen Arbeiterkinder sich solchen peinigenden Erfahrungen gegenüber sehen wie in der von Dahrendorf herangezogenen britischen Literatur narrativ geschildert oder ob die wenige Jahre später im amerikanischen Original von Parsons/Platt (1990, S. 232) formulierte optimistische Prognose für die USA Recht behalten sollte, der zufolge der sozioökonomische Hintergrund aufgrund der liberalisierten Zulassungsbedingungen stetig unwichtiger werde, verlangt immer noch nach differenzierten Antworten. Das gilt auch für die Frage, wie sich Studierende aus unteren sozialen Schichten mittlerweile in die Hochschule einfinden, welchen Schwierigkeiten und Belastungen sie ausgesetzt sind, inwieweit sie über besondere Kompetenzen verfügen und welche sozialisationsrelevanten Einflüsse dabei wirksam sind.

Darauf gerichtete Erkenntnisinteressen haben freilich wenigstens zwei Entwicklungen ins Kalkül zu ziehen: Zum einen hat sich die Zusammensetzung der Erwerbsbevölkerung erheblich verändert. Wie die Daten des Statistischen Bundesamts (2014, S. 92) errechnen lassen, stellen nunmehr die Angestellten mit 63 Prozent die größte Gruppe, die Arbeiterinnen und Arbeiter repräsentieren nur noch 21 Prozent, über den Beamtenstatus verfügen 5 Prozent; 11 Prozent sind als Selbständige kategorisiert. Zum zweiten hat sich die deutsche Hochschullandschaft ebenfalls enorm gewandelt. Neue Hochschultypen, insbesondere die Fachhochschulen, sind entstanden, die Zahl der *Universitäten* – allein um sie geht es im vorliegenden Buch – ist inzwischen auf 107 mit über 1,7 Millionen Studentinnen und Studenten gestiegen (vgl. Statistisches Bundesamt 2015, S. 12 ff.).<sup>1</sup> Die Strukturreformen im Zuge des europäischen Bologna-Prozesses bringen kaum mehr überschaubare Ausdifferenzierungen der fachlichen Angebote hervor (vgl.

Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2014) und akzentuieren in spezifischer Weise das akademische Lernen und Arbeiten ebenso wie das studentische Dasein. Weithin ungeklärt ist, inwieweit diese Entwicklungen, die nicht selten als „Verschulung“ etikettiert werden, den Bedürfnissen der Arbeiterkinder entgegen kommen oder ob daraus neue Schranken erwachsen.

Auch wenn das sozialwissenschaftliche Interesse an Studierenden aus sozial schwächeren Milieus nie gänzlich abgeflaut ist, so können die bislang vorliegenden Studien Fragen dieser Art nur partiell beantworten. Denn es mangelt an empirisch fundierten, auf eine umfängliche Datenbasis zurückgreifenden Einblicken in die „Innenräume“ der Universitäten und der Schichtspezifik der dortigen Abläufe und Geschehnisse, in die Sozialisationsprozesse und biografischen Determinanten. So wiegen die – durchaus bemerkenswerten und fruchtbaren – Erträge der vorliegenden Untersuchungen die weißen Flecken in der Forschungslandschaft nicht auf. Vielmehr bestehen mancherlei Desiderate, wie der folgende, kurze Überblick demonstriert.<sup>2</sup>

## 1.1 Forscherische Erträge und Desiderate im Überblick

Insoweit der Schwerpunkt auf den Hochschulen liegt, gilt die hauptsächliche Zuwendung der *quantifizierenden* Forschung über soziale Ungleichheit nach wie vor drei Themenspektren – den sozialen Selektionsprozessen und -ergebnissen im Übergang vom Abitur in das Studium, der sozialstrukturellen Zusammensetzung der Studierendenschaft sowie deren materiellen und situativen Bedingungen. Insoweit spezielle Teilgruppen von Immatrikulierten aus wenig privilegiertem Elternhaus eigens in den Blick genommen werden, etwa Frauen, „nicht-traditionelle Studierende“ oder sogenannte „first-generation-students“ geschieht dies vorwiegend mit qualitativen Methoden. Die dabei gewählten methodischen Ansätze, Kategorisierungen und Operationalisierungen sind ebenso unterschiedlich wie die Stichproben, die teils die Immatrikulierten aller Hochschultypen, teils jene allein aus Universitäten umschließen. Diese Verschiedenheiten sind sowohl zwischen den standardisierten Ansätzen als auch zwischen ihnen und den nicht-standardisierten Vorgehensweisen sichtbar. Nicht einmal darüber besteht Konsens, wie die wichtigste Kategorie, die soziale Herkunft nämlich, zu definieren und zu messen ist. Dennoch stimmen die vorliegenden Ergebnisse in der groben Tendenz überein und lassen die Linien des *Forschungsstands*, aber auch die unbearbeiteten Felder erkennen:

Immer noch ist der *Zugang* zu höherer Bildung und insbesondere zur Universität abhängig von der sozialen Herkunft, insofern hat sich die Er-

wartung von Parsons/Platt (1990) an eine Verringerung der Disparitäten zumindest für Deutschland nicht erfüllt. Je höher die Stellung der Eltern in der Hierarchie der Bildungs- und Berufsabschlüsse sowie der beruflichen Position angesiedelt ist, desto wahrscheinlicher ist der Hochschulbesuch der Töchter und Söhne. Dieser Effekt, der in älteren quantitativ-empirischen Erhebungen zutage tritt (Peisert 1981; Funke 1986; Bargel et al. 1987) wird durch neuere Datensätze belegt (Schindler/Reimer 2010; Fend 2014; Watermann/Daniel/Maaz 2014). Vor allem finanzielle Aspekte halten Abkömmlinge aus unteren sozialen Milieus vom Studium ab, sie präferieren weniger als die Vergleichsgruppen eine solche Bildung, auch dann, wenn sie gute schulische Leistungen vorweisen. Doch sind Variationen zu konstatieren: So stellt Lörz (2012) in einem Literaturüberblick fest, dass diese soziale Gruppe durchschnittlich schlechtere schulische Leistungen erbringt und auch deshalb der Universität ferner steht. Maaz (2006, S. 234) hingegen berichtet über die sozial homogener zusammengesetzten beruflichen Gymnasien, dass dort die Wirkung des familialen Hintergrunds bei Kontrolle der Abiturnote verschwindet. Insgesamt sehen Müller/Pollak (2010, S. 323 ff.) im langfristigen Zeitvergleich der Geburtskohorten seit 1910 eine leichte Verbesserung der generellen Chancen zum Bildungsaufstieg, bei freilich gestiegener Selektivität nach dem Abitur, die sich in der häufigeren Entscheidung der Angehörigen unterer Sozialschichten für berufliche oder fachhochschulische Ausbildungsgänge manifestiert.

Entsprechend ist der *Anteil* von Studierenden aus den unterprivilegierten Segmenten der Gesellschaft an den Universitäten nach wie vor niedrig. Darauf weisen die im Auftrag des Deutschen Studentenwerks durchgeführten Sozialerhebungen hin, die vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW, vormals HIS) realisiert werden. Derzeit gehören 9 Prozent der Mütter und 16 Prozent der Väter von Studierenden an der Universität der Arbeiterschaft an (Middendorff et al. 2013, S. 86). Der Konstanzer Studierendensurvey vermeldet eine Quote von 42 Prozent an universitären Studierenden, deren Eltern(-teil) über keine Studienerfahrungen verfügen, auch wenn im Zeitvergleich die Zahl akademisch geschulter Mütter und Väter gestiegen ist (Ramm et al. 2014, S. 57 f.). Die vorliegende Abhandlung beruht auf den Daten des 12. Konstanzer Surveys und verwendet – wie noch zu zeigen sein wird – eine strenge Definition: Als Arbeiterkinder gelten im vorliegenden Fall nur Befragte, die wenigstens einen Elternteil als dieser beruflichen Stellung zugehörig einordnen und den anderen Elternteil nicht als Angestellte, Beamte oder Selbständige ausweisen; das sind 6 Prozent. In internationaler Perspektive wird der Anteil derer, die aus einer Familie mit sogenanntem niedrigem Bildungshintergrund kommen, noch geringer veranschlagt und an das Ende der europäischen Rangliste gerückt (Gwosc et al. 2011). Damit ist zugleich das grundle-

gende und gravierende Problem dieser Forschungsrichtung veranschaulicht: Es gründet in den unterschiedlichen Operationalisierungen des erkenntnisleitenden Begriffs „soziale Herkunft“.

Weitgehende Übereinstimmung zwischen den vorliegen Studien besteht hinsichtlich der *sozialen Lage*. Studierende aus unteren Sozialschichten leiden stärker als andere unter Geldmangel, integrieren sich schwerer in das akademische Milieu und sehen den Zwang, das Studium rasch zu beenden und eine berufliche Tätigkeit aufzunehmen (vgl. im Überblick Bargel/Bargel 2010; Wolter 2011). Insbesondere qualitative Untersuchungen (im Überblick Büchler 2012; Merkel 2015) zuvorderst aus dem britischen und anglo-amerikanischen Raum (Reay/Crozier/Clayton 2010; Jehangir 2010; Lehmann 2012; Lee/Kramer 2013), eröffnen hierzu lebendige Einblicke. Sie belegen die Schwierigkeiten, aber auch die Kompetenzen, die sich in Interaktion zwischen unterprivilegierter Herkunft und Studienfach offenbaren.

Der Horizont weitet sich, wenn, wie vorwiegend in älteren Untersuchungen, Arbeitertöchter gesondert betrachtet (Bublitz 1980; Schlüter 1993; Brendel 1998) oder gar *neue Teilgruppen* innerhalb der Bildungsaufsteiger bestimmt werden – Migrantenkinder und sogenannte Bildungsferne (vgl. im Überblick Spiegler 2015), aber auch Berufstätige, die im Zuge der Weiterbildung und des lebenslangen Lernens an den hochschulischen Angeboten partizipieren (vgl. Wolter 2015). Zu ihnen zählen „nicht-traditionelle Studierende“, gemeint sind Personen, die vom zweiten oder dritten Bildungsweg kommen (Froh Wieser et al. 2009) sowie „First-Generation-Studierende“, jene also, die als erste aus ihrer Familie ein Studium aufnehmen (Jehangir 2010; Davis 2010; Miethe et al. 2014). Diese Studien können Arbeiterkinder inkludieren, sind jedoch keineswegs auf sie beschränkt. Denn der Begriff nicht-traditionelle Studierende schließt beispielsweise Eltern nicht aus, die das Abitur innehaben und ohne Studium in leitender Position tätig sind. Und im Bündnis „Arbeiterkind.de“ stellt die namensgebende Gruppe eine Minderheit dar. Auch dies kennzeichnet die Hürden des Bemühens, der Intra-Diversität von sozialen Gruppen begrifflich und empirisch gerecht zu werden.

Hervorzuheben sind die *methodischen Wege*, bei denen verschiedene Techniken kombiniert werden; zwei Forschungen seien exemplarisch erwähnt. In der Untersuchung von Alheit/Rheinländer/Watermann (2008) werden Studierende mittels eines ausgefeilten Methodenmix‘ analysiert. Die in der qualitativen Erhebung ermittelten „Verlierertypen“ spiegeln sich auch in den quantitativen Daten, während die Erfolgreichen und gut Integrierten auf der Grundlage der Interviews nicht beobachtet werden konnten. Möglicherweise, wie die Autoren vermuten, weil die Typenbildung nach der „Grounded Theory“ mehr auf die Abweichung als die Normalität gerichtet ist. Auch Miethe et al. (2014) wählen eine methodisch gemischte

Herangehensweise. Kategorien der Sozialerhebung heranziehend, werden Mitglieder der Initiative „ArbeiterKind.de“ zu ihrer Situation und ihren Aktivitäten befragt, qualitative Erhebungen rahmen und vertiefen das Projekt. Neben den auch andernorts gefundenen Belastungen und Problemen treten die Fähigkeiten der Befragten aus unteren sozialen Schichten zutage, mit Diskrepanzen und unterschiedlichen Kontexten konstruktiv zurechtzukommen, und offenkundig ist die heutige Generation dem akademischen Milieu nicht so entfremdet wie die damaligen Kohorten.

In holzschnittartiger Zuspitzung ergibt sich zum Ertrag der bisherigen Forschungen folgende *Kurzbilanz*: Die seit den 1960er Jahren realisierten empirischen Untersuchungen fördern in mancherlei Hinsicht ein Bild zutage, das dem von Dahrendorf (1965a) entworfenen entspricht. „Arbeiterkinder – man kann es fast so krass sagen – meiden die Universitäten“; dieses Fazit ziehen Müller/Pollak (2010, S. 334) auf der Grundlage der Auswertung umfangreicher Datensätze. In wenigen Aspekten, und Studien mit unterschiedlichen methodischen Vorgehensweisen einbeziehend, sind Differenzierungen und Veränderungen zu verzeichnen:

- Nach wie vor ist der Zugang zur Universität schichtspezifisch determiniert. Unabhängig davon, wie die soziale Herkunft definiert wird, stets sind Studierende aus der Bildungsunterschicht sowohl gemessen am Anteil ihrer Herkunftsgruppe an der Bevölkerung als auch am Anteil an allen Immatrikulierten unterrepräsentiert. Selbst wenn sie gute Abiturnoten vorweisen, verzichten sie öfter auf ein universitäres Studium. Nur an beruflichen Gymnasien sind solche Effekte minimiert.
- Studierende aus unterprivilegiertem Elternhaus haben offenkundig immer noch größere finanzielle Sorgen, sie sind berufsorientierter und ihnen erscheint das akademische Umfeld fremder als den Vergleichsgruppen. Zugleich entwickeln sie, durchaus im Unterschied zu früheren Generationen, Fähigkeiten, die Diskrepanz zwischen Elternhaus und Universität zu überbrücken und sich in die neue Umwelt einzubinden.

Gleichwohl treten bei näherer Betrachtung Beschränkungen und Mängel sowie die weißen Flecken in der Forschungslandschaft hervor. Vergleichbar den Erkundungen zur schulischen Sozialisation (Ditton 2010, S. 252 ff.), bestehen nämlich erhebliche Defizite, wenn es um die Betrachtung der Situation während des Studiums und des Zurechtkommens im universitären Alltag geht; die Monita beispielsweise von Lange-Vester/Teiwes-Kügler (2004), Bargel/Bargel (2010, S. 39), Miethe et al. (2014, S. 227) bringen dies zum Ausdruck. Sie begründen, weshalb eine fortwährende wissenschaftliche Bearbeitung des Themas gerechtfertigt ist.

Aus einer analytischen Perspektive ergeben sich weitere, grundsätzliche Einschränkungen des Forschungsstands. Zu konstatieren sind

- theoretische Engführungen
- methodische Unzulänglichkeiten
- und inhaltliche Desiderate.

Die quantifizierende Bildungsforschung ist nicht selten theoriefern, wie Solga/Becker (2012) feststellen. Zu den Ausnahmen gehören Rational-Choice-Ansätze (Boudon 1974), auf deren Grundlage am Ende der Gymnasialzeit primäre Effekte, also die ungleiche Ausstattung mit Ressourcen, die den Leistungsstand und damit die Entscheidung für höhere Bildung beeinflussen, zugunsten von sekundären – bei gleichen schulischen Noten, entscheiden sich Kinder aus der sozialen Unterschicht öfter für eine berufliche Ausbildung – extrahiert wurden (vgl. im Überblick Schindler/Reimer 2010). Seltener werden konflikttheoretische Positionen, Insonderheit Bourdieu (1982), für die Interpretation umfangreicher hochschulbezogener Datensätze eingebunden, wie Engler (1993) oder Maaz (2006) das geleistet haben. Die Bourdieusche Tradition ist vorzugsweise, wenngleich nicht ausschließlich, das fruchtbare Terrain qualitativer Herangehensweisen (im Überblick Lange-Vester/Sander 2016). Umgekehrt trifft zu, dass sich die in der Tradition der Sozialberichterstattung verorteten Studierendensurveys vorwiegend auf ad hoc-Annahmen stützen; zumal eine Theorie der Hochschule nicht verfügbar ist, wie Metz-Göckel (2012) vermerkt. Sie generieren eine Fülle von Informationen, die für den Erkenntnisstand unverzichtbar und bereichernd sind, deren *theoretische Durchdringung* aber hintan steht. Der Sozialisationstheorie genuin verpflichtete Perspektiven bieten sich an, diese Lücke zu füllen. Sie sind weniger elaboriert als etwa die Überlegungen von Boudon oder gar Bourdieu und bieten deshalb Raum für die Entwicklung und Einbettung verschiedenster Fragestellungen und Gegenstandsbereiche. Weil sie mit relativ abstrakten, inhaltlich noch zu füllenden Begriffen operieren, sind sie für eine post hoc-Rekonstruktion vorliegender Daten anschlussfähiger als hoch entwickelte und ausgefeilte theoretische Konzeptionen. Auch deshalb offerieren sie die Möglichkeit, Einsichten in die schichtspezifische Sozialisation von Studierenden zu rahmen und zu interpretieren.

Die *methodischen* Unklarheiten der verfügbaren Untersuchungen bewegen sich in wenigstens zwei Bereichen, unabhängig davon, ob sie quantitativen oder qualitativen Charakters sind. Die Probleme entspringen zum einen den unterschiedlichen Grundgesamtheiten und Stichproben, die ihrerseits verschiedene Bezugsgrößen und Beschreibungsebenen kreieren. In der Regel wird von „den Studierenden“ gesprochen. Dabei erfordert es zuweilen einige Mühe, aus den publizierten Texten und Tabellen herauszufinden, um

welchen Hochschultyp es sich handelt, ob Immatrikulierte im Erststudium oder auch Promovierende einbezogen und inwieweit Ausländer berücksichtigt sind. Manche Studien stützen sich zudem auf ausgewählte Samples, etwa Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung (Frohwiesser et al. 2009) oder der Studienstiftung des Deutschen Volkes (Spiegler 2015). Gerade wenn es um die Erkundung schichtspezifischer Eigenheiten geht, ist die Selektivität der Untersuchungsgruppe genauso zu bedenken wie die Unterscheidung zwischen Fachhochschulen und den sozial homogeneren Universitäten. Das zweite Problem betrifft wiederum beide methodischen Vorgehensweisen – es kreist um die in der Literatur auffindbaren *Definitionen* dessen, was unter der Zugehörigkeit zu unteren (oder höheren) sozialen Schichten zu verstehen ist. Angeboten und verwendet wird ein detailreiches Spektrum von Bezeichnungen – Arbeiterkinder, Angehörige unterer Dienstklassen bzw. der Grundschicht, Bildungsferne, Bildungsaufsteiger sind Beispiele hierfür. Diese Vielfalt findet Ausdruck in den Operationalisierungen und der Größe der Teilstichproben und erschwert einmal mehr die Vergleichbarkeit der empirischen Ergebnisse. Sie ist nicht allein stilistischen Erwägungen geschuldet, die durchaus nachvollziehbar wären. Und generell gilt: Während standardisierte Erhebungen weniger in die Tiefe gehen können, müssen sich qualitative darum sorgen, wie typisch oder verbreitet jene Problemlagen sind, die sich aus den intensiven Erfahrungsberichten und Stellungnahmen von wenigen Probandinnen und Probanden ergeben.

*Inhaltlich* greifen die Surveys des DZHW wie der Konstanzer Arbeitsgruppe eine breite Palette von Themen auf und ermöglichen zudem einen quer-, teils längsschnittlichen Zeitvergleich. Sie fokussieren Merkmale der sozialen Situation der Studierenden, des akademischen Lernens und Arbeitens, der Studienqualität; angesprochen werden Belastungen und Schwierigkeiten ebenso wie der Ertrag des Hochschulbesuchs bis hin zu beruflichen und gesellschaftspolitischen Orientierungen. Die Auswertungen setzen die soziale Herkunft zuvorderst dann als unabhängige Variable ein, wenn die finanziellen Ressourcen und die Belastungen ausgeleuchtet werden. Schon aus Kapazitätsgründen sind systematische schichtspezifische Berechnungen über alle Variablen einer groß angelegten Studie nur in Ausnahmefällen leistbar. Anzustreben sind mithin gesonderte Auswertungen, die systematisch nach Schichtzugehörigkeit sortieren. Dies wäre zu verbinden mit einem inhaltlichen Tableau, das die vorhandenen Indikatoren stärker theoretisch fundiert. Wegen ihres recht offenen Charakters kann die Sozialisationstheorie – die im Grunde eher Perspektiven und Teilkonzeptionen denn ein stringentes Aussagesystem darstellt – hier der gemeinsamen, post hoc zu entwickelnden Rahmung und Einordnung dienen. Neben der Einbindung neuer, auch aus den Fallstudien extrahierter Inhaltsfelder sind große Stichproben weiterhin vonnöten. Nur dann können schichtspezifi-

sche Wirkungen des Hochschultyps, der Geschlechts- und Fächerzugehörigkeit sondiert, Selektions- und Sozialisationsprozesse zu Beginn und während des Studiums eruiert, die Wirkmacht der sozialen Herkunft in verschiedenen Daseins- und Vorstellungsbereichen erkundet und die Distanz zwischen den Teilsamples vermessen werden. Mit einem derart erweiterten Zugriff würden Arbeiterkinder – trotz ihres Minoritätenstatus' in der Studierendenschaft – zum Bestandteil des Aufmerksamkeitsreigens der etablierten Hochschulforschung gehören, den Kranz der Gegenstandsfelder vergrößern und die diversen sozialen Gruppen innerhalb der Studierendenschaft sichtbar machen.

Die Erkundungen zum Stand der wissenschaftlichen Erkenntnisse lassen es mithin geboten erscheinen, diesen Forschungsgegenstand weiterhin zu explorieren. Arbeiterkinder repräsentieren eine traditionell benachteiligte soziale Gruppe, die den Bildungsaufstieg geschafft hat, die aber in den Programmen und praktischen Maßnahmen der Gleichstellung und des Diversitäts-Managements an Universitäten nur selten vorkommt. Nicht nur aus wissenschaftlichem Interesse, sondern auch unter der von Dahrendorf (1965b) propagierten politischen Formel „Bildung ist Bürgerrecht“, sind ihre Sichtweisen und Erfahrungen, ihre Vorstellungen und Handlungsbereitschaften einer ausführlicheren Betrachtung und des Vergleichs mit Studierenden aus anderem Herkunftsmilieu wert.

## 1.2 Fragestellungen, Datenquellen und Inhalt des Buches

Das vorliegende Buch stellt Studierende an Universitäten, deren Eltern als Arbeiter erwerbstätig sind oder bislang waren, in den Mittelpunkt der Betrachtung und unterzieht sie einem Vergleich mit Immatrikulierten, die aus anderen sozialen Schichten stammen. Die Konzentration auf den Hochschultyp „Universität“ ist der Tatsache geschuldet, dass diese Einrichtung sozial selektiver wirkt und Angehörige aus unteren sozialen Milieus seltener beherbergt als die Fachhochschule (vgl. Middendorff et al. 2013, S. 85 ff.; Ramm et al. 2014, S. 57 ff.). Indem in den Auswertungen die Institution konstant gehalten wird, sollen soziale Benachteiligung und Entfremdung sichtbarer werden, als dies durch die Vermischung beider Hochschularten der Fall wäre.

Die Erörterungen verfolgen zwei *theoretische Absichten*. Sie wollen einige grundlegende Positionen der Sozialisationstheorie präsentieren und für die Analyse der Situation von Studierenden aus der Arbeiterschaft anschlussfähig machen, aber auch Bezüge zur Kohorte aus anderem Elternhaus herstellen. Aufgegriffen werden Konzepte wie die Zeitlichkeit und der Prozesscharakter, die Sozialisationsbedingungen und -kontexte, die Trans-

aktionalität als Teil des Handelns der Subjekte, wohlwissend, dass eine umfangliche Darstellung ebenso wenig möglich ist wie eine erschöpfende empirische Rekonstruktion. Beabsichtigt ist vielmehr, Annahmen über die schichtspezifische Sozialisation an der Universität zu generieren, die die empirischen Auswertungen leiten sollen. In anderer Sichtweise geht es darum, vorliegende Daten – gleichsam in umgekehrter Richtung des idealen Erkenntnisprozesses – im Nachhinein sozialisationstheoretisch zu deuten und anzubinden. Eine solche Vorgehensweise legitimiert sich aus den Spezifika von Survey-Designs, die mit ad hoc-Hypothesen operierend, zahlreiche Variablen bei möglichst vielen Untersuchungseinheiten messen und sie nachträglich als abhängige oder unabhängige Merkmale gruppieren und miteinander in Beziehung setzen. Die solcherart erhobenen Daten lassen sich deshalb für höchst unterschiedliche Themen und Fragestellungen aufschließen und im Nachhinein aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven interpretieren, dabei den Nachteil einer Rekonstruktion anhand von eher groben Indikatoren in Kauf nehmend.

Die theoretischen Erwägungen leiten die *empirischen Analysen*, die im Mittelpunkt der Abhandlung stehen. Sie stützen sich auf bereits erhobenes Datenmaterial, das sekundäranalytisch neu strukturiert, berechnet und aufbereitet wird. Dieses gibt Aufschluss über die frühere und jetzige Situation, die Anforderungen im Studium und die Einbindung in das dortige Milieu, das Studieren und Arbeiten in seinen schichtspezifischen Ausprägungen, die Wünsche und Forderungen, die an die Institution gerichtet werden sowie die weiteren Perspektiven der Befragten.

- Im Einzelnen ist herauszufinden, inwieweit und in welchen Merkmalen sich Studierende unterschiedlicher sozialer Herkunft voneinander unterscheiden, ob und worin die Abweichungen so stark sind, dass sie von Unterprivilegierung zeugen. Zu ergründen ist zudem, ob die Lage von Personen, deren Eltern in der Hierarchie der beruflichen Stellung etwas höher angesiedelt sind, vergleichbar ist und ob insgesamt die Differenzen oder die Gemeinsamkeiten zwischen den Sozialschichten überwiegen.
- Des Weiteren ist zu analysieren, inwieweit die sozialisatorischen Effekte nur scheinbar der Herkunft, de facto aber der Fachkultur, dem Geschlecht oder anderen Variablen geschuldet sind und welche Schlüsse bezüglich der Wirkung von sozialisationsrelevanten Rahmenbedingungen naheliegen. Zu fragen ist zudem, ob sich Differenzierungen innerhalb der sozialen Gruppe ergeben und inwieweit sich diese in den Problemen, Orientierungen und Handlungspotenzialen offenbaren.

Herangezogen werden die *Daten* des 12. bundesweiten Studierendensur-

veys.<sup>3</sup> Die an der Universität Konstanz angesiedelte Arbeitsgruppe Hochschulforschung hat diese querschnittliche Erhebung, der ein standardisierter, schriftlicher Fragebogen zugrunde liegt, 2013 realisiert (vgl. Ramm et al. 2014), ebenso wie die vorgängigen Wellen, die seit 1983 erhoben werden. Der hier verwendete Datensatz umfasst insgesamt 3.614 Befragte im Erst-, Zweit- oder Promotionsstudium an Universitäten, die Angaben zur beruflichen Stellung der Eltern gemacht haben. 230 davon sind als Personen, die aus genuinen Arbeiterfamilien stammen, kategorisierbar.

## Die einzelnen Kapitel

Diesen einleitenden Ausführungen, die den Hintergrund, das Erkenntnisinteresse und die Fragestellungen skizzieren, folgt *Kapitel 2*. Es reflektiert die Elemente des grundlegenden Begriffs „schichtspezifische Sozialisation“ und dessen Implikationen. Präsentiert werden neben den definitorischen Grundlagen der sozialen Herkunft die wesentlichen Perspektiven der Sozialisationstheorie in der Trias von Zeit, Kontext und den Transaktionen der Akteure, jeweils mit hypothetischen Ableitungen für das Dasein in der Universität und dessen schichtspezifischen Ausprägungen. *Kapitel 3* ist den methodologischen Grundlagen und dem methodischen Ansatz der Untersuchung vorbehalten. Ventiliert werden die Chancen und Begrenzungen des Survey-Ansatzes in der empirischen Sozialforschung und die Anwendung für die Untersuchung von Studierenden. Die ausführliche Darstellung der Konstanzer Erhebung schließt sich an. Es wird Einblick gewährt in das thematische Spektrum und die Operationalisierung sowie in die Grundgesamtheit und Stichprobe. Eine Skizze zur Aussagekraft sowie den Möglichkeiten und Beschränkungen der sozialisationstheoretischen Anbindung rundet die Überlegungen ab.

Das zentrale *Kapitel 4* ist den empirischen Analysen vorbehalten. Es erläutert den sozialen Hintergrund der Befragten, wobei die Position der Eltern in der beruflichen Hierarchie im Fokus steht, ergänzt um Einblicke in die (Aus-)Bildungs- und Berufsfelder. Stets im Vergleich mit Studierenden, deren Eltern eine privilegiere Stellung in der Berufswelt innehaben, werden dann die Geschehnisse vor Eintritt in die Universität und die gegenwärtige materielle Situation im Studium ventilert. Danach stehen die Fach- und Ortswahl sowie die Werthaltungen und Erwartungen an den Ertrag des Hochschulbesuchs auf dem Prüfstand; sie indizieren den zeitlichen und ideellen Horizont, in dem der Hochschulbesuch positioniert ist. Die Auswertungen widmen sich des Weiteren der schichtspezifischen Integration in das universitäre Milieu, dabei fachliche und soziale Merkmale unterscheidend. Die von den Befragten geschilderten Bedingungen, Anforderungen